



# Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 95

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatsbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

November 1957

## Friedhöfe der Namenlosen

Rund um die Nordsee, im Dünsand der Inseln, liegen die Strandtoten gebettet, die Opfer, die die See gefordert und die See wieder freigegeben hat. Menschliche Nächstenliebe hat ihnen eine letzte Ruhestatt bereitet, hier und da ein schlichtes Holzkreuz aufgestellt und dem Grab wohl eine Kante aus den weißen Schalen der Strandmuscheln gegeben. Alle Besucher dieser Stätten hat das Schicksal derer immer wieder zutiefst ergriffen, die hier fern von Weib und Kind, von Eltern und Geschwistern in Einsamkeit schlafen. Kein Wunder, daß es vor allem auch die Dichter, die mit diesen Stätten Bekanntschaft machten, gedrängt hat, den Opfern der See ihre Lieder zu singen. Manche dieser Dichtungen schmückt heute die Ruhestätten der Namenlosen, so auf Neuwerk Gustav Falkes feinsinnige Verse:

Heimatlos! Wie weh das klingt,  
Namenlos ins Grab gesenkt,  
Das kein Mutterarm umschlingt,  
Dem kein Bruder Blumen schenkt.

Ach, im Wind, der diesen Stein,  
Diesen Hügel sand umweht,  
Wird manch banges Klagen sein,  
Das euch weinend suchen geht.

Aber reihst sich himmlisch schön  
Nächstens oben Licht an Licht,  
Taut's wie Trost aus jenen Höh'n:  
Heimatlose seid ihr nicht.

Romantik umwittert so die Friedhöfe der Strandtoten. Fragen über Fragen möchte der stellen, der sie betritt. Viele sind denn auch schon laut geworden. Eine Frage aber ist merkwürdigerweise fast stets unterblieben, die Frage: Warum hat man den Opfern der See kein Grab zusammen mit der Küstenbevölkerung selbst gegeben? Warum hat man diese bei den Kirchen, jene im Dünsand bestattet?

Dieser auffallende Unterschied, den man zwischen Land- und Seetoten, richtiger wohl Einheimischen und Fremden, machte, springt besonders auf dem uns nahen Neuwerk ins Auge. Zwar werden hier wie auf den anderen Nordseeinseln die „Drinkel-doden“ auf der Insel selbst beigesetzt, ihre eigenen verstorbenen Angehörigen dagegen befördern die Neuwerker mit unendlicher Mühe unter Wahrung eines althergebrachten Zeremoniells über das Watt nach dem Festland, um sie in Döse im Bereich ihrer Kirche, neuerdings auf dem Friedhof Brocks-walde, feierlich beizusetzen.

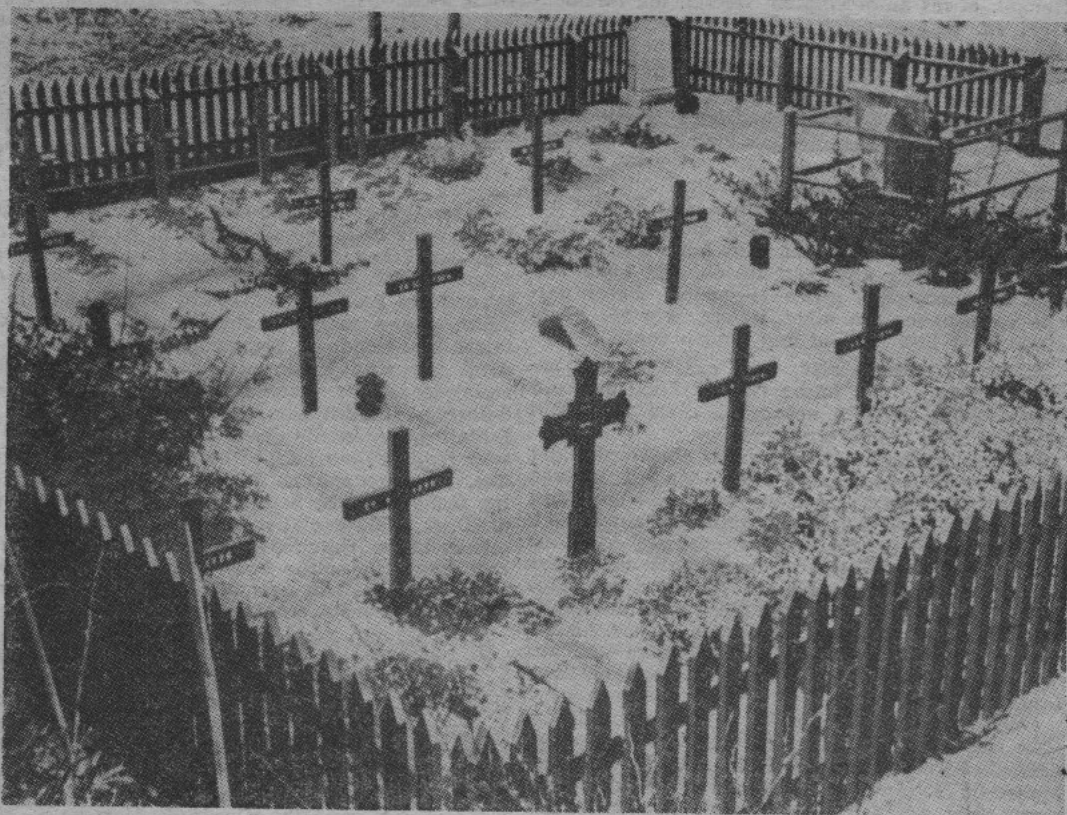
Der Unterschied, den man so zwischen den Einheimischen und Fremden machte und macht, muß uns befremden und mag auf den ersten Blick sogar hartherzig erscheinen. Aber will man ihn verstehen, muß man auf alte, ja uralte Vorstellungen zurückgreifen, jene Vorstellungen, die man sich einst vom Fortleben nach dem Tode machte. Nach dem Glauben vieler Völker der Erde haben Ertrunkene oder in der Fremde Verstorbene kein Leben nach dem Tode zu erwarten, wenn sie nicht wenigstens teilweise oder figürlich in der Heimat-erde bestattet werden. (A. Dietrich, Mutter Erde, 1906.) Erde und Mensch standen eben nach altem Glauben in engster Wechselbeziehung zueinander. Repräsentant der heimatlichen Erde aber war das Heiligtum, die Kirche und ihr geweihter Bezirk. Ähnlichen Vorstellungen begegnen wir ja in der Bibel. Josua, Samuel und Joab werden auf ihren eigenen Anwesen beigesetzt. Man wollte „zu seinen Vätern versammelt werden“, in heimischer Erde inmitten der Seinen ruhen. Dorthin brachte man sogar die Toten der Schlacht, wie uns u. a. im Makkabäerbuch bestätigt wird (2. Makk. 12, 39), begraben doch Jonathan und Simon ihren im Kampf gegen Bacchides gefallenen Bruder in der Gruft seiner Väter zu Modäin (1. Makk. 9, 19) und erwies

doch den gleichen Dienst Simon dem ermordeten Jonathan (1. Makk. 13, 23 ff). Auf fremder Erde, im fremden, für die Hinterbliebenen unerreichbaren Lande zu sterben, galt dagegen, wie Amos 7, 17 bestätigt, als großes Unglück.

Berücksichtigen wir solche Anschauungen, wird uns der Brauch der gesonderten Beisetzung der Seetoten in einem milderen Licht erscheinen. Nicht weil man die See-Toten geringer achtete als die eigenen, gab man ihnen ein einsames Grab im Dünsand, sondern weil man sie nicht in „ihrer“ Erde beisetzen konnte, ließ man sie außerhalb des Friedhofs.

Zwar würden uns die Strandbewohner von heute über diese Zusammenhänge kaum noch Auskunft geben können. Wenn sie trotzdem nach wie vor genau verfahren wie ihre Vorfahren, so eben in Fortsetzung alter Tradition. Auch bei anderen Volksbräuchen kann man ja ähnliche Beobachtungen machen, und nur diesem Festhalten an altüberlieferten Formen haben wir es zu danken, wenn noch heute zu Ostern rund um uns herum die Osterfeuer aufflammen oder draußen auf dem Lande Jahr für Jahr zu Pfingsten mit großer Mühe der Maibaum aufgerichtet wird.

Dr. Benno Eide Siebs



Helgoland — Friedhof der „Namenlosen“ auf der Düne, aus: Helgoland und die Helgoländer

Verl. Hirt-Kiel

## Wulkenbiller

Von Hinrich Braasch

Wenn rusig un stur in de Schummertied  
De Harstwind ut Nurdun tög  
Un dat brune Loow ut den Ellernbom  
In den grönen Füerdiek slög,  
Denn seeten, leev Süster, du un eck  
Bi de Achterdör, op'n Steen,  
Un seegen an'n Heben dat Abendrot  
Un de Wulken vorröwer tehn.

Denn mal uns' lebennige Kinnersinn  
Sik luftige Biller torecht.  
Wi seegen dor Schöp op den blauen See  
Un Möhl un Müllerknecht.  
Wi seegen dor Rütters verwagen un stult  
Gegen giftige Draken anghahn  
Un grolige Deeders, half Minsch, half Perd,  
Mit knastige Külen sik slan.

Dor lock de Spelman mit Fleutenklang  
De ahnlosen Kinner in'n Barg,  
Un griese Twergen drögen still  
Sneewittken in'n gläsernen Sarg. —  
Denn löp uns dat grösig öwer den Rüg,  
Du kröpst di so fast an min Siet.  
Un stünn denn vör Angst dat lütt Hart ok woll still,  
Wat wür't doch för'n selige Tied!

De Schummerstünnen de sünd nu vergahn,  
Uns' Heben de schient nich mehr rot.  
Du giffs mi nu nich mehr din weeke Hand,  
Segs nich mihr: „Eck bün di so god.“ —  
Rund um mi is't düster, dat Wulkenhier  
Hett de wille Harstwind verslan,  
Un all de glücklichen Kindheitsdröm —  
As Schatten sünd se vergahn.



# Die alte Zinnkanne der Familie Lübs im Lande Wursten

Als vor etwas mehr als hundert Jahren ein Süddeutscher, den man heute als „Reiseschriftsteller“ bezeichnen würde, in gedruckten Briefen seine Fahrtenberichte der gebildeten Welt zum besten gab, da hatte er aus dem Nordwesten des großen deutschen Vaterlandes wenig Erfreuliches zu berichten. Vor allem in dem Bereiche zwischen Elbe und Weser haben es ihm die Sandwege, die Heiden und Moore und ihre Bewohner angetan — er läßt kein gutes Haar an ihnen.

Um so mehr fällt darum auf, daß der vergräunte Reisende — neben den freundlichen Jungfrauen von Lüneburg mit ihren blitzblauen Augen — zwei Landschaften wegen ihrer Sauberkeit und der Fortschrittlichkeit ihrer Bewohner zu rühmen weiß, nämlich — und das wird jedem Morgensterner gut tun! — Land Hadeln und Land Wursten. Man stoße da auf „Wohnungen mit recht artigen Mobilien, silbernen Thee- und Caffeegegeschirr und feinem Porcellain.“

Zu solch ansehnlichem Besitz gehörte naturgemäß auch reiches und gutes Zinngeschirr, wie es manche heimische Familie aus alter Ausstattung heute noch vorzuweisen vermag. Und so nimmt es denn auch nicht wunder, daß eine besonders schöne Zinnkanne der Sippe Lübses in unseren Tagen noch einmal zu besonderen Ehren kommen sollte — obschon oder weil sie gut und gern ihre 500 Jahre auf dem Rücken haben mag. Was uns aber wunder nimmt, ist der Umstand, daß man sie nicht aus einem Schapp der Lübsen in Cappel oder aus einer Truhe der Lübsen in Mulsum oder von einem Bört der Lübs in Spieka geholt hat, sondern von einem für die Gewinnung von Zinngeschirr etwas ungewöhnlichen Ort — nämlich aus der Weser.

Wie sie dahingekommen ist? Ja — wie ist sie wohl dahingekommen? So ganz freiwillig natürlich nicht. Denn es ist ja kein schadhafes Stück, das wegen Unbrauchbarkeit etwa fortgeworfen wurde. Im Gegenteil, ein besonders gutes Stück, standfest auf seinem kegelförmigen Unterbau, von behäbiger Rundung, mit hübsch geschwungenem Henkel, etwas aufgewölbtem Deckel, die Daumenraste am eckigen Scharniersteg aus zwei Eichen bestehend, also schon eine Kostbarkeit. Ein namhafter Meister in Hamburg hat sie hergestellt.

Der hatte sie freilich eigentlich nicht für einen von der weitverzweigten Sippe der Lübs gegossen, sondern für einen Besteller aus kirchlichem Bereich: das zeigt schon das auf der Innenseite des Bodens angebrachten Medaillon aus dünnem Zinnblech mit der Darstellung des Gekreuzigten. Das Kloster hat die Zinnkanne aber dann doch nicht bekommen, sondern einer der Wurster Lübs hat sie sich wohl von seiner Frau schenken lassen, um etwa seinen Abendschoppen guten „Beerster“ Bieres daraus zu trinken, aus einer Kanne, wie sie kaum einer sonst hier landauf und landab besaß.

Etwas Besonderes also. Und wie kam nun gerade dies gute Stück in die Weser? Nun: die Zeitläufte waren damals in so manchem Jahrzehnt reichlich bewegt und unsicher.

Da hat vielleicht der Besitzer als sorgfältiger Hausvater in Kriegswirren die Kanne mit anderen Kostbarkeiten fern vom Haus am Rande der Wurt vergraben. Aber das Haus wurde niedergebrannt, der Besitzer starb; die später wieder auf der Wurt bauten, wußten nichts von dem Schatz, und jedes Jahr nagte die Wasserlöse ein Stückchen vom Ufer ab, jedes Jahr kam sie der Stelle, an der die Kanne vergraben war, ein paar Zentimeter näher, bis sie eines Tages das schöne Gefäß mitnahm und zur Weser hinrollte. Wir können nur dies oder ähnliches vermuten.

Oder es war bei einer der großen Sturmfluten, etwa der Weihnachtsflut 1717, als das Wasser in breitem Schwall durch die Deiche brach, Vieh und Menschen ertränkte, die schweren Marchhäuser umriß oder wenigstens die Dielen blankfegte und Geschirr und Gerät hinausschwemmte. Mit dem ablaufenden Wasser trieb die Kanne seewärts und wurde in den Weserschlick gebettet, irgendwo. Es kann so gewesen sein — wir können es nur vermuten. Oder ein englischer Soldat hat vielleicht 1795 die mehr oder minder geschenktweise erworbene Kanne bei der Abfahrt von Bremerlehe aus seinem Tornister verloren oder sonstwie über Bord gehen lassen. Wir wissen es nicht.

So etwas kann man vermuten. Wir sind da überhaupt ganz auf Vermutungen angewiesen. Denn von den heutigen Lübs im Lande Wursten wird uns keiner darüber etwas sagen können. Fragt sie einmal, ob überhaupt noch einer davon weiß, daß die kostbare Kanne einmal im Besitz der Familie oder der Sippe gewesen ist? Seht ihr — keiner. Es ist auch keine Urkunde da und kein Kaufvertrag, kein Namenszug auf der Kanne und keine Jahreszahl. Nein, nichts von dem.

Das einzige, was wir wirklich wissen von der Kanne: daß sie 1948 (in Worten: neunzehnhundertachtundvierzig) in Bremen durch Kauf den Besitzer gewechselt hat. Und alles andere nur Vermutungen? Das angebliche Alter von 500 Jahren? Besitz der Lübs in Land Wursten? Herkunft aus

Hamburg? Gegossen für einen Klosterbruder? Alles nur Vermutungen?

Nicht doch — die Zinnkanne hat 1948 den Besitzer gewechselt. Den Verkäufer kenne ich nicht, er ist auch in diesem Zusammenhang unwichtig. Um so wichtiger ist der Käufer, es ist der in diesen Tagen viel zu früh dahingegangene ehemalige Direktor des Bremer Fockemuseum, Ernst Grohne, der die Zinnkanne als „vermutlichen Baggerfund“ für sein Museum erworben hat. Da war sie nun in die rechten Hände geraten. In die Hände eines Mannes mit weitem Wissen und klarem Verstand und sehenden Augen.

„Erworben als vermutlicher Baggerfund“ — da geht das schon an. Vermutung? Nein! Keine Vermutung — ein Schluß. Die Kanne besteht aus Zinn. Dies Metall blinkt silbern, wenn es neu ist oder es zeigt sich in duffem Grau, wenn es länger ohne Benutzung oder Reinigung an der Luft war. Unsere Kanne ist aber schwarz, von mattglänzenden Schwarz, sie hat eine Art Altershaut, eine „Patina“, und diese Patina bekommen Zinngefäße, die längere Zeit in einem Flußbett gelagert haben. Das muß man eben wissen. Und da ist sie ausgebaggert worden, sagte der Verkäufer? Nein, das konnte er gar nicht sagen, denn er hatte sie selbst schon aus zweiter Hand erworben und wußte über die Herkunft nichts. Aber: da sind an der Kanne an zwei oder drei Stellen kratzerartige Verletzungen, Eindrücke oder Ausschabungen. Wer einmal Gefäße aus weichem Metall gesehen hat, die ausgebaggert wurden, erkennt die dabei entstehenden „Baggerwunden“. Aber so etwas muß man eben erfahren haben, muß man wissen. Und der solche Dinge wußte, das war eben Prof. Ernst Grohne, der in einem prächtigen Buche „Alte Kostbarkeiten aus dem Bremischen Kulturbereich“ (erschienen im Schönmann-Verlag, Bremen) in einem kleinen Abschnitt mit der spröden Überschrift „Eine spätmittelalterliche Zinnkanne“ nun in verblüffendem Scharfsinn mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nachweist: Die Kanne ist eine Kostbarkeit, denn es sind nur ein gutes Dutzend solch spätgotischer Kannen bekannt. Die Kanne hat ein Hamburger Meister gegossen, denn sie trägt auf dem Deckel ein kleines eingeritztes Zeichen: das gleiche findet sich auf einem Schlüssel-

holz der Lade des Hamburger Kannengießeramtes, Meisterzeichen aus der Zeit von 1548 bis 1597; die Kanne gehörte den Lübs in Land Wursten, denn man findet auf ihr sechsmal eine kleine Einritzung, die aussieht wie ein „hantgemal“, eine Hausmarke; und wenn sie auch in den wichtigsten deutschen und hamburgischen Werken über Hausmarken nicht zu finden ist, so treibt sie Grohne in einer Arbeit von Poppe aus dem Jahre 1872 über die Hausmarken von Bremen und dem Unterwesergebiet auf, und es ist die der Lübsen oder Lübbes oder Lübs im Lande Wursten.

Und so wird Stück für Stück mit besinnlichem Schauen, mit „begreifenden“ Händen, mit nachdenkendem Verstande das große Wissen eingesetzt, um aus unscheinbaren kleinen Zeichen am leblosen Ding die ganze lebensvolle Vergangenheit zu erschließen und ihr in der nüchternen Sprache des Gelehrten Gestalt zu geben. Hier an einer Zinnkanne, auf anderen Seiten des mit klaren Tafeln versehenen Bandes an einer bronzenen Lanzenspitze, an einem Ring aus Zeit und Umgebung Heinrichs des Löwen mit zauberischer Inschrift oder an mittelalterlichen Seidengeweben aus Erzbischofsgräbern im Bremer Dome.

Wer einem anspruchsvollen Leser ein paar Stunden reinen Genusses bereiten will, hat in dem schlichten blauen Ganzleinenband wahrhaft eine „Kostbarkeit“ als Weihnachtsgabe zur Verfügung. Trotz der Fülle von Gelehrsamkeit, von neuen, verblüffenden Erkenntnissen und Einblicken, die auf den fast 200 Seiten dieses Werkes zusammengetragen sind, steht das Bedeutsamste vielleicht in einem Satz der Einleitung, und wer sich je Gedanken macht über Weg und Aufgabe unserer Museen, sollte daran nicht vorbeigehen.

Zehn Gegenstände aus dem Kulturbereich unserer Landschaft und einer Zeitspanne von 3000 Jahren, Kostbarkeiten des Fockemuseums, werden hier in derselben kühlen und doch unerhört spannungsreichen Art behandelt, mit Klugheit, mit überlegener Beherrschung weitverzweigten Schrifttums und umfassender Kenntnis der vergleichbaren Gegenstände. Aber eben auch mit dem liebevollen Umfassen und dem warmen Herzen, wie sie dem Menschen Ernst Grohne eigen waren — dafür sind wir ihm besonders dankbar.

Panzer

## Die Besitzergreifung auf einem Hof

Unter Wahrung althergebrachter Formen und mit besonderer Feierlichkeit wurde in früheren Zeiten von den Erben der vorhandene Grundbesitz übernommen. Oft wurde darüber von einem Notar ein besonderes Protokoll verfertigt, jedoch genügte es schon, wenn mehrere einwandfreie Zeugen der feierlichen Handlung beigewohnt hatten. Es konnte dann nur eine Klage etwaiger sonstiger bevorrechtigter Erben vermeintliche Uebriggriffe klären. Selbstverständlich kam es oft vor, daß bei einem Erbfall ohne unmittelbare Leibeserben von verschiedenen Seiten Ansprüche geltend gemacht wurden. In einem solchen Fall war es besonders wichtig, wenn ein Erbe bereits nachweisen konnte, daß er unter Wahrung aller Formen bereits Besitz ergriffen hatte. Unter welchen Formen und mit welcher Eile eine solche Besitzübernahme vorgenommen wurde, soll in den nachfolgenden Zeilen einmal beschrieben werden:

Der Leutnant Jürgen (= Georg) Friedrich Marschalck, Erbherr zu Laumühlen (bei Hedthausen) und Abbenseth (Börde Lamstedt) war vermählt mit der Baroness Marie Eleonore von Erlenkamp. Er starb lange nach dem Tode seiner Gemahlin am 11. Juli 1733 in Laumühlen ohne Leibeserben. Erbberechtigt waren, wenn das geltende Ritterrecht nicht angewendet wurde, seine Schwester Margaretha Gerdruth Marschalck, verheiratete von Delio, sein lediger Schwester Dorothea Elisabeth Bremer, die beide später in Bremen verstorben sind. Dorothea Elisabeth lebte zur Zeit des Todes ihres Onkels bereits längerem in Laumühlen, wohl, um den Onkel zu pflegen und um die weiblichen Pflichten des Haushalts zu erfüllen. Als sich nun herausstellte, daß der Tod Jürgen Friedrich Marschalcks bald zu erwarten steht, lassen die drei Erben bereits einen Tag vor dem Tode einen Notar kommen, um im Falle des Todes auch sogleich mit der Besitzübernahme beginnen zu können. Am 11. Juli 1733, um 3 Uhr morgens, verkünden feierlich und ganz offiziell der Herr Leutnant Benedix Bremer und Fräulein Dorothea Elisabeth Bremer für sich selbst und im Namen ihrer Miterbin Capitänin Margaretha Gerdruth von Delio, geb. Marschalck, in Gegenwart von zwei Zeugen, Johann Borchers und Jörgen Kathers, daß um 1 Uhr ihrer wohlsehligen Frau Mutter leiblicher Bruder, der Herr Lieutenant Georg Friedrich Marschalck, Erbherr zu Lohmühlen und Abbenseth, Todes verblieben sei. Da er ohne Leibeserben verstorben sei, so solle der Notar „Von den Adelichen Güthern Lohmühlen und Abbenseth samt allen

dazu gehörenden pertinentien Ländereyen und Gebäuden, Holtzungen, Höfen und Kathen“ Besitz ergreifen und ein gesamtes Inventarium aufstellen.

Sofort, also noch mitten in der Nacht, und zwar zwischen 3 und 4 Uhr, beginnt nun der Notar mit dem Verwalter Johann Ulrich Marschalck und den beiden Zeugen „mit solcher Besitznehmung wörtlich zu verfahren: des Endes ich auf dem Adelligen Hofe zu Lohmühlen im Beyseyn obgedachter Zeugen und des Mandatars (= Bevollmächtigten) das Feuer in der Küchen ausgerissen, und im Namen des Herrn Lieutenants Bremers, der Fräulein Bremers und ihrer Miterbin, ein neues wieder anlegen und ausblasen lassen, den Keßelhaken selbst apprehendiret (= angefaßt), einen Spohn aus den Thüren des Wohnhauses so woll als dem Thor und den übrigen auf dem adelichen Hofe stehenden Gebäuden, worunter die Schafferey mit begriffen, geschnitten, solchen dem Mandatario überreicht, die Thüren des Wohnhauses, der Zimmer und übrigen Gebäuden geöffnet und zu gethan, die in solchen vorhandenen Balken ergriffen, auff der Hoffstede, dem Binnenhofe und den zu diesem Adelichen Hofe gehörigen Ländereyen, unterschiedliche portunculac gleba (= Stückchen Erde, Erdschollen) aufgenommen, und solche dem oftmeldeten Bevollmächtigten tradiret (= übergeben), mithin deutlich genug zu wiederholten malen declariret, daß dadurch Nahmens ...“ usw. Besitz ergriffen sei.

Zwischen 4 und 5 Uhr morgens, also immer noch vor Anbruch des Tages, begaben sich diese Personen zu den in Laumühlen wohnenden Meyern und Köthnern, 15 an der Zahl, zur selben Zeremonie in jedem Hause. Es standen danach für jede Wohnung nicht einmal vier Minuten zur Verfügung. Schon bei diesem Eilmarsch dürfte die Kommission leicht ins Schwitzen geraten sein. Um 7 Uhr ist man bei zwei weiteren Köthnern und Meyern, und um 9 Uhr begibt sich die Kommission nach Nindorf zu neun Meyern, um 1 Uhr nach Hollen zu neun, um 3 Uhr nach Abbenseth zu acht, um 4 Uhr nach Langeln zu zwei und um 7 Uhr nach Armstorf zu weiteren zehn Meyern; und weil sich für das mahl der Tag neigte, so wurde an dem darauffolgenden Montage, als den dreitzehenden July mit der possessions- (= Besitz-)Ergreifung continuiret (= fortgefahren), gestaltet wir uns dann an diesem Tage des Morgens um 8 Uhr nach Hedthausen ins Holtz“, dann dort zu drei Meyern, „und den in der hiesigen Kirchen befindlichen Kirchen Gestülhten und Begräbnissen“ weiter zur Windmühle in Kleinen Worden und zu



18 weiteren Meyern in Düdenbüttel und in Blumenthal. Am 14. morgens zwischen 9 und 10 Uhr ist man in Cranenburg bei 16 Meyern, begibt sich um 12 Uhr nach Estorf zu zwei Meyern und zwischen 12 und 1 Uhr nach Gräpel zu drei Meyern.

Am 15. Juli ist die Kommission zwischen 8 und 9 Uhr in Bornberg bei sechs Meyern, nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr in Hackemühlen bei fünf Meyern und zwischen 6 und 7 Uhr in Lamstedt bei 17 Meyern.

Am 16. Juli um 10 Uhr werden in Westersode noch vier Meyer aufgesucht.

Der Notar berichtet, daß er überall „in Gegenwart des Mandatary und der beiden Zeugen in den Häusern, denen der dritte Pfennig anklebt (das sind die Gebäude, die dem Gutsherrn gehören), das Feuer auslöschen, ein neues anlegen und aufblasen lassen, die Türen des Hauses auf und zu gemacht, die Balken in demselben ergriffen, einen Spohn aus den Türen, Mühlen, Seulen, Flünken und Kirchen Stühlen geschnitten, und solchen so wohl als die allenthalben, auch von den Begräbnissen aufgenommene portiunculas gleba, dem Mandatario tradiret, ihm in den Holzungen, die alda von mir abgebrochene Zweige insignum arrepta possessionis (= zum Zeichen der Besitzergreifung) überreicht . . .“

Das Dokument ist gesiegelt und unterschrieben von dem Notar. Beigefügt ist ein Inventarium des Gutes, in dem außerordentlich genau der Besitz beschrieben ist. Ich möchte hier noch kurz aufzählen, was mir aus diesem Inventarium besonders erwähnenswert erscheint.

Verzeichnet sind zunächst alle Schmuckstücke und es folgt dann das Silbergeschirr. Hier fallen auf „Zwey Handbecken mit zwey Gieß Kannen“, das Waschgeschirr in vornehmen Haushalten. Außer silbernen Löffeln und Messer sind auch schon „12 ganz silberne Gabeln“ vorhanden. Unter Zinn, Kupfer, Messing und Eisen sind u. a. aufgeführt „drey Dutz Neue Zinnen Teller, drey Dutz alte Zinnen Teller“, außerdem verschiedene Arten zinnerne Schüsseln, Kaffeekannen und Teekessel, verschiedenes Messing- und Eisenküchengeschirr. Es gibt keine Porzellansachen außer „Tee- und braunen Köpken“ und dem dazugehörigen Kleingeschirr.

Bei dem Leinenzeug seiner schon lange verstorbenen Frau fällt auf, daß sie im Besitz von allein 36 Hemden war, der Verstorbene hatte dagegen nur 28 Stück. Im übrigen muß ihre Kleidung mehrere ganz große Schränke gefüllt haben.

Es gab verhältnismäßig wenig Stühle, dafür aber Bänke und Truhen. Man kannte aber Tischtücher und hatte insgesamt 447 Servietten.

Im Zimmer des Frl. v. Bremer fand sich u. a.: „Ein Silber Radt, Eine Wirk-Lade, Ein Bändeln Rahm, Sieben Stück Spin Rader, auch ein Spul-Rad nebst Winden, etlichen Spulen undt Haßpell pp.“ Der „Wohl Selige Herr von Marschalck“ besaß nur einen Degen und auf dem großen Gut befand sich nur ein einziger Sattel. Zwei Kutschen waren vorhanden.

Außer dem Jungvieh sind sieben Milchkühe verzeichnet, dagegen aber 14 Pferde und sechs Fohlen. Es gab 141 Schafe, aber nur zwei Schweine.

Die vorstehenden Angaben sind der Akte des Kreisarchivs Otterndorf „Gut Cadenberge I, Nr. 39“ entnommen. Bernhard Runne

## Zwei hochverdiente Jubilare

Oberstudienrat Dr. Paul Alpers

Oberstudienrat Dr. Paul Alpers in Celle, ein in ganz Niedersachsen bekannter Vorkämpfer für den Heimatgedanken, vollendet am 25. November sein 70. Lebensjahr. Gleich mit seiner Doktorarbeit „Die alten niederdeutschen Volkslieder“ lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich. Dem Niederdeutschen wie dem Volkslied blieb er zeit seines Lebens treu. Als die Sammlungen deutscher Volkslieder planmäßig von Freiburg i. Br. durch John Meier in die Wege geleitet wurden, übernahm Paul Alpers diese Arbeit für Niedersachsen und verwaltete seitdem das niedersächsische Archiv für Volkslieder. Eine Frucht dieser Tätigkeit sind die „Hannoverschen Volkslieder“ (Verlag Diesterweg, Frankfurt a. M.). Das wiederaufgefundene Wiener Liederbuch erfuhr durch ihn die wissenschaftliche Bearbeitung. Sein plattdeutsches Liederbuch „Wi singt plattdütsch“ war in der 1. Auflage von 5000 Stück in drei Wochen vergriffen; es liegt jetzt in 4. Auflage vor.

Nicht minder bekannt wurde Paul Alpers als Volkskundler. Wir verdanken ihm eine Sammlung Celler Sagen, eine Bearbeitung der Celler Flurnamen (gemeinsam mit Friedrich Barencher), Märchen, Sage und Volkslied in Niedersachsen (in den Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes), um nur einige der wichtigsten zu nennen. Im Verband der deutschen Vereine für Volkskunde vertritt er unser Niedersachsen, er gehört dort dem geschäftsführenden Vorstände an. Für das Sammelwerk „Der deutsche Volkscharakter“ von M. Wähler steuerte Alpers „Die Niedersachsen“ bei. Dem aus Celle stammenden Literaturhistoriker „Karl Goedecke“ widmete er eine Monographie und brachte das „Frommesche Wörterbuch“, das den Wortbestand des Kirchspiels Hohenborstel um 1875 festhält, zum Druck.

Seit 27 Jahren bereitet Alpers seinen Landsleuten alljährlich mit dem „Heimatkalendar für die Lüneburger Heide“ eine große Freude. Neben diesen schriftstellerischen Arbeiten steht der Heimatpfleger großen Stiles. Die Löns-Gilde mit ihren mannigfachen Veranstaltungen, darunter das herbstliche Schnuckenessen, ist ohne Paul Alpers einfach undenkbar. Die „Plattdütsch Gill“ trägt sein zielklarer Wille. Die Jugend findet in ihm den begeisterten Führer zu den Stätten der großen Erinnerung. Alles in allem: Paul Alpers lebt uns vor, wie eine allseitige, fruchtbare Heimatpflege betrieben werden muß. Dafür sei ihm, dem vielfach Geehrten und Ausgezeichneten, an seinem Ehrentage herzlich gedankt. \*

Professor Dr. Kurt Brüning

Als nach dem ersten Weltkriege die Verwaltungen vor große Aufgaben wie Landesplanung und Siedlung gestellt wurden, erkannte man nur zu bald, daß eine großzügige Lösung nur auf Grund von wissenschaftlichen Erkenntnissen zu erzielen ist. Die Provinz Hannover schuf deshalb 1930 das Archiv für Landeskunde und erweiterte es 1934 zu einem Provinzialinstitut für Landesplanung und niedersächsische Landes- und Volksforschung. Die Leitung wurde Professor Dr. Kurt Brüning, gebo-

ren am 27. November 1897 in Magdeburg, übertragen. Der Gelehrte war schon damals kein unbeschriebenes Blatt mehr. Als Assistent und Privatdozent an der Technischen Hochschule Hannover, als ao. Professor für Geographie und Wirtschaftsgeographie an der Technischen Hochschule Braunschweig hatte Professor Brüning sich bereits bewährt und auf vielen Auslandsreisen seinen Blick geweitet. Als Geschäftsführer der Wirtschaftswissenschaftlichen Gesellschaft zum Studium Niedersachsens — „Wiwi“ — hatte er sich seit 1925 große und bleibende Verdienste um die Landes- und Heimatkunde erworben. Es erwies sich, als überaus fördernd und glücklich, daß Institut und Gesellschaft von einer Stelle aus gelenkt wurden, besonders kam dies der Herausgabe der Schriften zustatten. Welche Fülle von wissenschaftlichen Erkenntnissen und Forschungsergebnissen wurde in den gelben Heften und Büchern niedergelegt! An dieser Stelle sollen nur das mehrbändige Kartenwerk Niedersachsen und die Kreisbeschreibungen genannt werden.

Anläßlich des 200jährigen Bestehens der Universität Göttingen im Jahre 1937 wurde auf Wunsch des Universitätsbundes Göttingen das „Institut für Landesplanung und niedersächsische Landeskunde“ aus Hannover abgezweigt und der Georgia Augusta angegliedert. Zum Institutsdirektor wurde Professor Brüning ernannt, zugleich wurde er beauftragt, Vorlesungen zur Landeskunde von Niedersachsen zu halten. Damit ging ein langgehegter Wunsch von Vereinen, Verbänden und Körperschaften in Erfüllung. Während das hannoversche Institut reine Forschungsstätte blieb, erwächst der Göttinger Stelle neben der landeskundlichen Forschung und Lehre die weitere Aufgabe, den akademischen Nachwuchs mit den besonderen Gesichtspunkten der Landesplanung und Landesverwaltung auf landeskirchlicher Grundlage bekannt zu machen.

Im Jahre 1940 wurde Professor Brüning zum Direktor des Amtes für Landesplanung und Statistik ernannt, er erhielt 1946 einen weiteren Lehrauftrag seitens der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät. Seit 1948 bekleidet er auch das Amt eines Präsidenten der Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Die in Hannover und Göttingen geleisteten Arbeiten werden von den Fachkreisen des gesamten Bundesgebietes mit lebhafter Anteilnahme verfolgt und tragen den Namen Brünings weit in die Lande hinaus. Ehrenvolle Rufe nach Sofia, Vorderindien und Berlin lehnte Brüning ab, er fühlt sich zu innig mit unserem Niedersachsen verwachsen.

An Anerkennungen seiner Arbeiten mangelt es nicht. Die Geographische Gesellschaft in Hannover gab ihm die Guthemedaille, die für hervorragende Verdienste um geographische Forschungen gestiftet wurde. Die Albrecht-Thaer-Gesellschaft in Celle erwähnte ihn zu ihrem Mitgliede. Der Niedersächsische Heimatbund, den Professor Brüning 1928 durch beherztes Eingreifen vor der Auflösung rettete, ernannte ihn gelegentlich der Feier seines 50jährigen Bestehens zum Ehrenmitglied als Dank für die Herausgabe der Schriften des Bundes.

D. Steilen

## Findlinge und ihre Verwendung — einst und jetzt

Eine Erklärung des Namens Findling erübrigt sich. Der Stamm „find“ gibt treffend wieder, daß es sich um Dinge handelt, die man findet. Und wo findet man sie in unserer Heimat? In diluvialen Böden, die das Eiszeitalter erlebten: in Sanden, Kiesen und Geschiebelehen und -tonen. Und daß sie derzeit in Gletschern von Norwegen und Schweden nach hier getragen wurden, weiß bereits jedes Schulkind. Ihre Größe ist sehr unterschiedlich. Wir kennen sie alle von den kleinsten, mit denen jeder Junge das Werfen lernt, bis zu den mächtigen Findlingen, den erratischen Blöcken, die den Menschen vor Tausenden von Jahren zur Herstellung von Grabkammern dienten.

Ob das damals ihre einzige Verwendung war? Ganz bestimmt nicht! Auch in Erdhöhlen und Wohngruben kam man ohne sie nicht aus. Sie waren das bodengebundene, unvergängliche Baumaterial, das man überall finden konnte und nicht erst lange zu suchen brauchte. Sie lagen ja in jener Zeit noch in Mengen auf der Oberfläche des Bodens. Der Regen hatte sie sauber gewaschen und die Sonne hernach gebleicht. Sie lieferten den Menschen das Material für fast alle Werkzeuge, für viele Waffen und mancherlei Hausgerät. Erinnern wir uns doch nur der Steinhämmer, -beile und -äxte, der Kornmalsteine, Spinnwirteln und Netzbeschwerer. Es war eben die „Findlings“- oder Steinzeit.

Selbst im Rechtsleben scheinen die Findlinge damals schon ihre Bedeutung gehabt zu haben. Es war bestimmt nichts Zufälliges, daß sich die Menschen in der Nähe markant geformter, riesenhafter Steinblöcke bei besonderen Anlässen versam-

melten, sei es vor dem Auszug in den Kampf, sei es zu Gerichtssitzungen. Auf dem Findling, dem „Bottingsteen“ saß oder stand der Richter und sprach Recht. Diese Sitte hielt sich bis in das späte Mittelalter hinein.

Als das Christentum kam, erkannten die Missionare die Bedeutung solcher heidnischen Findlingskulturstätten und versuchten, sie allmählich in christliche Anbetungsstätten umzuwandeln, indem sie daneben steinerne Altäre mit dem Kreuz errichteten und später wohl auch heidnische Findlinge als Grundsteine christlicher Kapellen verwendeten, um damit gleichzeitig den Sieg der neuen Lehre über den Wodanglauben zum Ausdruck zu bringen. Als dann die anfänglich hölzernen Kapellen zu steinernen Kirchen wurden und später auch Glockentürme entstanden, bildeten abermals die überall vorhandenen Findlinge das Material für die Mauern. Wer kennt nicht auch altherwürdige, vollständig in Findlingen aufgeführte Kirchen unserer Heimat!

Gleichfalls als Deichfuß und als weit in das Wasser ragende Buhnen widerstanden Findlinge neben Faschinen dem blanken Hans, indem sie seine erste Schlagkraft brachen. Und für Uferbefestigung an Kanälen und Flüssen hat es zu keinen Zeiten solidere Baumaterial gegeben als die Findlinge.

Der Landmann kam vom ersten Tage seiner Bodenbewirtschaftung ab in handgreifliche Berührung mit den Findlingen. Er stand sogar im Kampf mit ihnen: denn wo ein Acker Erträge haben sollte, mußten sie weichen. Aber überall wieder traten sie ihm in den Weg und machten ihm die Arbeit

sauer. Wie oft mag er sie so an ihrem ursprünglichen Ort verdammt haben!

Und dennoch ließ er sie nicht achtlos am Ackerlande liegen. Auch auf seinem Hofe sollten sie ihm große Dienste leisten. Die größeren ihrer Art benutzte er als Grundsteine für den Fachwerkbau seines Hauses. Sie verhinderten die aufsteigende Feuchtigkeit und erhöhten dadurch zugleich die Lebensdauer der unteren Balken. Zu Kellermauern mußten ebenfalls Findlinge geholt werden. Auch in Bürgerhäusern größerer Orte sah man nur in Findlingen gemauerte Keller.

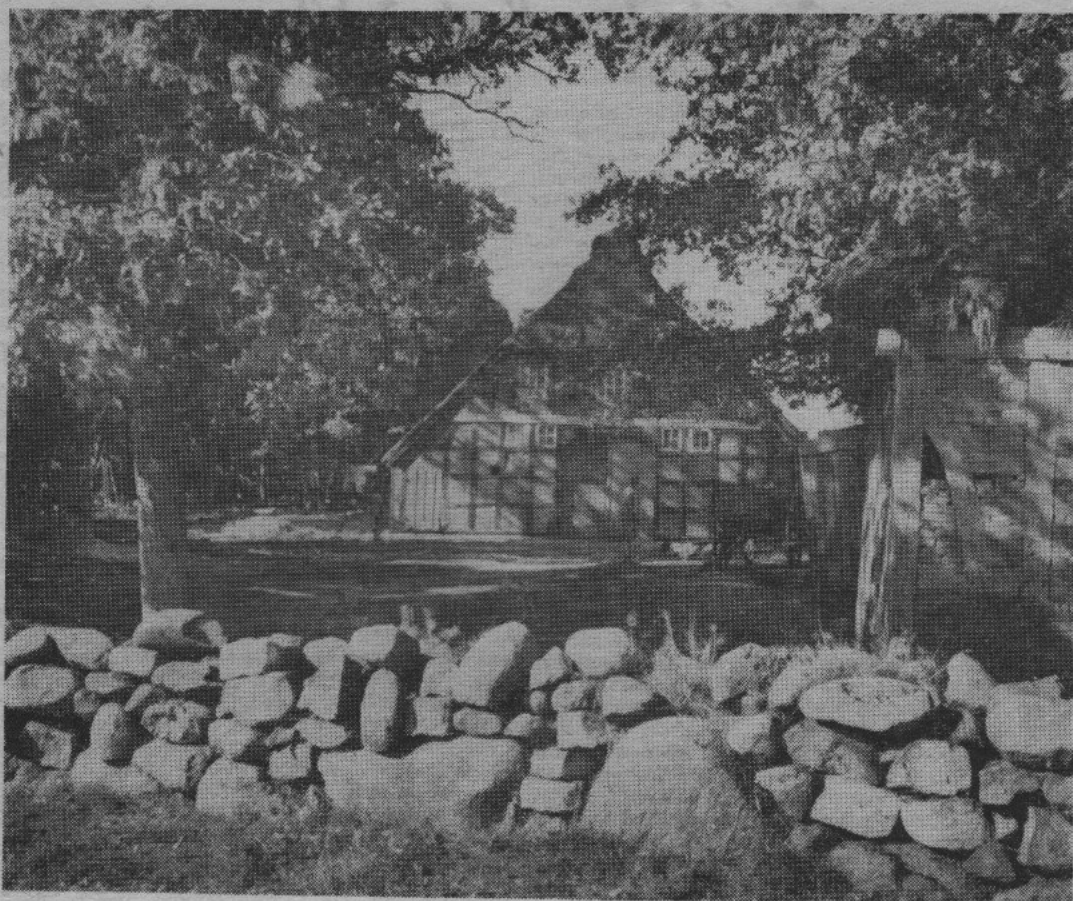
Ebenso erhielt die Scheune mit den sogenannten Knopfsternen eine dauerhafte Unterlage. Unter „Knoppschün“ sind solche Bauten auf dem Lande allgemein bekannt.

Die rundlich geformten, glatten Felssteine, die schönsten Kinder gleichsam unter den Findlingen, gaben dem Flett in zierlichen Mustern das Gepräge. Die erste erhöhte Herdstelle (anfanglich gab es nur ein Feuerloch) bestand aus besonders ausgesuchten glatten Findlingen.

Die mittelgroßen unter ihnen legte man als Pflaster rund um das Haus und bahnte vor allem damit einen trockenen Weg nach dem Hoftor und der nahen Scheune.

Und die allergrößten Findlinge vom Felde und der Heide wurden nach und nach, wie die Jahreszeit und die Landarbeit es gestatteten, mittels Hebewerkzeug auf Wagen geladen und nach dem Hof geschafft. Hier entstand dann im Laufe der Jahre — denn die Arbeit war mühsam — ein langer, fester Findlingswall, der als Hofeinfriedigung nicht eindrucksvoller und dauerhafter gebaut war





Felssteinmauer vor altem Bauernhof in Hollen

Aufn. Dodenhoff

den konnte und der für Schweine obendrein eine Hürde bildete. Wo spätere Geschlechter hieran etwas änderten und die mächtigen Findlinge sogar anderen Zwecken zuführten, da taten sie es entweder aus Unbedachtsamkeit oder hier und da sogar aus Pietätlosigkeit gegen die Altvorden, die die Steine einst mit so viel Liebe und Schweiß fein säuberlich gesetzt hatten.

Aus dem schönen Brauch der Anlage solcher Hoffindlingswälle kam wahrscheinlich sogar der Gedanke und die Anregung ländlicher Kirchenvorsteher, auch ihrer letzten Ruhestätte, dem Friedhof um die Kirche, dieselbe Einfriedigung zu geben. Und unter den Geistlichen seinerzeit, die das nur gutheißen konnten, fanden solche Pläne tatkräftige Unterstützung. Erfreulicherweise ist auf manchen Dorffriedhöfen unserer Heimat die älteste, bodenständige Einfriedigung bis heute gut erhalten geblieben.

Bei der ersten Anlage unserer Brunnen (Soot) gab es weder Zementringe noch die besonders dazu geformten Rotsteine. Wiederum kam man auf die Findlinge zurück. Wie gefährlich aber solche Arbeit in größeren Tiefen vor sich ging, darüber hat sich mancher Leser kaum eine Vorstellung gemacht. Er erkennt erst die volle Schwierigkeit, wenn er Gelegenheit hat, einmal in das dunkle Ungewisse eines solchen Brunnens zu schauen. Jedoch der Findlingsbrunnen hielt, und wenn er noch so tief gebaut werden mußte, weil die Steine fahmännisch und mit Bedacht aufeinandergelegt wurden.

Doch nie ist man in unserer Heimat mehr auf der Suche nach Findlingen gewesen, als vor etwa 150 Jahren. Napoleon hatte damals Befehl zum sofortigen Bau der Landstraße von Bremen nach Hamburg gegeben, die die erste in unseren Herzogtümern werden sollte. Der Bedarf an Findlingen war riesig groß. Bis weit ins Stadesche und Lüneburgische hinein mußten die Landeseinwohner Steine dazu heranzufahren. Auch unsere Vorfahren im Geestgebiet, westlich des Teufelsmoors, wurden gezwungen, die ihnen auferlegten Fuhrn zu liefern. Da wurde die weite Garlstedter Heide nach als Pflastersteine geeigneten Findlingen abgesucht. Allein sie reichten immer noch nicht aus, so daß man sogar anfang, nach Steinen zu graben.

Ein Vierteljahrhundert später kam es zum Bau der Landstraße von Burg über Scharmbeck nach Bremervörde, die gleichfalls große Mengen von Findlingen verschlang. Man suchte und grub zwar lieber danach, als unter französischer Gewaltherrschaft, denn die Königlich hannoversche Wegebaukommission bezahlte die Pflastersteine gut. Wie zuvor bereits, verschwand auch jetzt wieder mancher Deckstein von Hünengräbern. Die Versuchung, Geld zu verdienen, war leider größer als der Sinn, alte Kultstätten in ihrer Unberührtheit zu erhalten. Obendrein kamen dazu Gleichgültigkeit und Nichtachtung der Behörden gegen die ältesten Zeugen der Vergangenheit, sonst hätten solche Verschönerungen leicht vermieden werden können. Andere

Straßen und auch Ortsstraßen in Findlingssteinen kamen auf. Der Reisende in der Postkutsche fand sich geduldig mit dem holperigen Kopfplaster ab.

Erst viel später sah man den Steinklopfer mit dem langstielligen Hammer und der dunklen Schutzbrille hinter seinem strohgeflochtenen, schräg gestellten Holzrahmen sitzen, wenn er dort, mühsam dem Wochenlohn verdienend, einen Findling nach dem anderen zu dem sogenannten „Grant“ zer-schlug.

Heute hat zwar der natürliche Findling seinen Dienst auf der Landstraße getan. Aber vorhanden ist er immer noch. Und überall dort, wo Kultivierungen und Dränagen vorgenommen werden, fördert man ihn in Mengen zutage. Fast auf jeder Geesthofstelle gibt es für den Haufen gesammelter Findlinge einen besonderen Platz, und zu gegebener Zeit finden sie doch stets wieder Verwendung, bald zur Erweiterung des Hofpflasters, bald zur Anlage einer Grotte oder eines Stein- und Zierbeetes. Jede Art Einfassung mit Findlingen ist angebracht. Auf keinen Fall jedoch weiß getüncht! (Aus Gärten findet jeder schon ohne helle Grenzbezeichnung ins Haus!) Der Findling kann uns nur in seiner natürlichen, oft vielfältigen Farbtönung gefallen.

Auch in Städten fallen besonders durch die heutige rege Bautätigkeit wieder größere Mengen Findlinge beim Ausheben des Kellers und des Hausgrundes an. Der junge Hausbesitzer weiß sie zu schätzen. Es ist erfreulich, festzustellen, wie ansprechend sie in den Vorgärten Verwendung finden. Bei Bodenstufen und kleinen Böschungen bilden sie einen gefälligen Abschluß. Wie kalt dagegen wirken dort Zementgüsse!

Der Findling hat es als bodenständiger Stein verdient, wieder wie einst eine ehrenvolle Verwendung zu finden. Und da hat sich gerade auf diesem Gebiet seit dem ersten Weltkrieg viel Nachahmenswertes angebahnt. Wie mancher Findling, schier riesenhaft in seinen Ausmaßen, steht in der Dorfmitte oder der Kirchennähe und kündigt hier von denen, die ihr Blut für Heimat und Vaterland gaben. Und am Worpweder Niedersachsenstein und in manch anderem Ort hat jeder Gefallene seinen besonderen Findling gesetzt bekommen. In ähnlicher Weise sollten die von vielen Gemeinden gestifteten 4500 mächtigen Findlinge im Sachsenhain bei Verden das Andenken an die von Karl dem Großen hingerichteten Sachsen-edlinge mahnend wachhalten.

Und wenn jetzt aus zahlreichen kleineren Findlingen ein Ehrenmal errichtet wird, ist man tunlichst darauf bedacht, nur sie, die einzelnen Steine, in ihrer Schlichtheit hervortreten zu lassen und nicht mehr zur sogenannten „Krampfadermanier“ d. h. zu krampfaderähnlichen, aufgetragenen, bläulichen Zementlinien, zurückzukehren. Auf den Friedhöfen unserer Heimat mehren sich allmählich die Findlinge als Familiengrabsteine. Sie finden nicht jedermanns Geschmack. Wer sollte das erwarten! Eins steht jedenfalls fest: Findlinge künden bodenständige Art.

Johann Segelken.

## Dat Heimaatglück

De Welt is wied', de Heimaat is dat best,  
Un freu' di, wenn du noch en Heimaat hest.  
Dar woddel fast, dar waßt di Murk un Mark,  
Dar deht op't best dien dääglich Doon un Wark.  
Un in de Heimaat bo den egen Heerd,  
De Heimaat maakt em di noch ins so weert.  
Free Naverskind, denn weetst du, wat du hest.  
De Vogel paßt to di in't egen Nest.  
De kennt dat Leed, so ans't de Heimaat singt,  
So ans dat di uk deep in'n Hatten klingt.  
Denn plöög sik't good tohoop, twee op een Stück,  
Un wat du aarnst, dat is dat Heimaatglück.

Heinrich Teut

## Mitteilungen und Hinweise

„Erlebte Landschaft — Struktur und Wesen des Landes an der Unterweser“ nennt sich eine Ausstellung von Aquarellen, Öl- und Temperagemälden, die Hermann Schiebel und Will Dräger in dem Ausstellungsraum der Firma Morisse, Ecke „Bürger“ und Bogenstraße, zeigen. Hermann Schiebel, früher Leiter der Kunstgewerbeschule Gibichenstein bei Halle, hat sich freundlicherweise erboten, am Sonnabend, dem 23. November, um 17 Uhr, die Morgensterner in die Ausstellung einzuführen. Gäste willkommen.

★

Unsere Glückwünsche an Rektor Krüger in Nordenham, dem für seine über drei Jahrzehnte lang geübte Tätigkeit in Heimatforschung und Heimatpflege das Bundesverdienstkreuz verliehen wurde! Sein Buch „Zwischen Weser und Jade“ ist uns allen bekannt, ebenso wie die Lebendigkeit seiner Führungen und Vorträge. Wir wünschen ihm und uns noch viele Jahre gedeihlicher Zusammenarbeit!

★

### Paul Torp 75 Jahre

Unser Mitarbeiter Paul Torp in Bremerhaven vollendete am 22. November sein 75. Lebensjahr. Wir werden seine Verdienste um den Morgenstern und die Heimatearbeit in der nächsten Nummer würdigen.

★

Rektor R. Tiensch in Otterndorf ist am 1. Oktober 1957 nach Vollendung des 65. Lebensjahres in den Ruhestand getreten. Auf seine Bitte hin wurde er zugleich auch aus dem Amt eines Kreisbeauftragten für Naturschutz entlassen, da er sich nunmehr vor allem dem von ihm gegründeten Heimatmuseum des Kreises Land Hadeln, der Herausgabe des Otterndorfer Bürgerbuches und der Bearbeitung seiner sonstigen heimatkundlichen Sammlungen widmen will. Anlässlich seines Ausscheidens aus der Naturschutzarbeit hat der niedersächsische Kultusminister als oberste Naturschutzbehörde ihm in einem Schreiben, das Oberregierungs- und Landwirtschaftsrat Dr. Sommerer am 30. September 1957 überreichte, seine besondere Anerkennung und seinen Dank für eine über dreißigjährige beispielhafte Mitarbeit im Naturschutz und in der Heimatpflege ausgesprochen. In demselben Sinne hat auch der Regierungspräsident in Stade als höhere Naturschutzbehörde an Rektor Tiensch geschrieben.

Wenn es heute im Kreise Land Hadeln 21 Landschaftsschutzgebiete, darunter den Balksee und die schönsten Teile der Wingst, und 64 geschützte Naturdenkmale gibt, so ist das zum größten Teil sein Verdienst. Sein Nachfolger als Kreisbeauftragter für Naturschutz ist der Mittelschullehrer Ewald Reinhardt in Otterndorf.

★

Neue Sendezeiten des Heimatfunks. Wir weisen darauf hin, daß Radio Bremen seinen „Heimatkalender“ am Sonnabendnachmittag wieder wie früher um 15.30 Uhr beginnen (leider allerdings schon um 16 Uhr enden) läßt, und daß die Gemeinschaftssendung von Radio Bremen und vom Norddeutschen Rundfunk am Mittwochnachmittag, die „Niederdeutsche Chronik“, jetzt von 16 bis 16.35 Uhr durchgegeben wird.

★

Familien- und Hofgeschichtsforschung. In den hübschen Aufsatz von Ludwig Bremer, Schiffdorf, in der letzten Nummer des Heimatblattes hat sich ein Druckfehler eingeschlichen, der hier verbessert sei. Unter „Taufen“ muß es heißen: Uneheliche Kinder erhielten vor (nicht von) 1840 (bis 1848) stets den Familiennamen des Vaters.

★

Der Jahresbeitrag ist fällig! Unsere Mitglieder werden gebeten, zugunsten einer geregelten Geschäftsführung möglichst umgehend auf Postscheckkonto Hamburg 758 60, Männer vom Morgenstern, Bremerhaven, den Beitrag von mindestens sechs DM zu überweisen.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co. Bremerhaven Hafenstraße 140. Postscheckkonto 136 96. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer. Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.